



PIPER

EXKLUSIVE
LESEPROBE

Die Schlafenden

Roman

Anthony Passeron

Anthony Passeron

Anthony Passeron wurde 1983 in Nizza geboren. Er unterrichtet französische Literatur und Geisteswissenschaften an einem Gymnasium. »Die Schlafenden« ist sein erster Roman, der international für Furore sorgt und vielfach preisgekrönt ist.

Prolog

Einmal fragte ich meinen Vater, welche der Städte, die er in seinem Leben besucht hatte, am weitesten entfernt lag. Er sagte bloß: »Amsterdam, in den Niederlanden.« Und dann nichts mehr. Ohne den Blick zu heben, zerlegte er weiter tote Tiere. Er war voller Blut, sogar im Gesicht.

Als ich nach dem Grund für die Reise fragte, glaubte ich zu sehen, wie sich sein Kiefer verkrampfte. Ließ sich das Gelenk in einem Stück Kalbfleisch nicht durchtrennen, oder war es meine Frage, die ihn ärgerte? Ich wusste es nicht genau. Nach einem trockenen Knacken und einem Seufzer antwortete er schließlich: »Um diesen Vollidioten von Désiré zu suchen.«

Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen. Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich aus dem Mund meines Vaters den Namen seines älteren Bruders. Mein Onkel war ein paar Jahre nach meiner Geburt gestorben. Ich hatte Bilder von ihm in einem Schuhkarton entdeckt, wo meine Eltern Fotos und Super-8-Filme aufbewahrten. Die Aufnahmen zeigten Tote, die noch lebten, Alte in ihren jungen Jahren, Urlaube am Meer oder in den Bergen, Hunde und noch mehr Hunde, Familienzusammenkünfte. Festlich gekleidete Menschen, versammelt auf Hochzeiten, die nicht hielten, was sie versprachen. Stundenlang konnten mein Bruder und ich uns diese Bilder ansehen. Wir machten uns lustig über die Mode von damals und versuchten die einzelnen Familien-

mitglieder zu identifizieren. Schließlich bat unsere Mutter uns, alles wieder an Ort und Stelle zu verstauen, als bereiteten ihr diese Erinnerungen Unbehagen.

Ich wollte meinem Vater noch tausend weitere Fragen stellen. Ganz einfache, wie: »Wenn man nach Amsterdam will, muss man dann hinter der Kirche links oder rechts abbiegen?« Und andere, die schwerer zu beantworten waren. Ich wollte wissen, warum. Warum ausgerechnet er, der sich nie aus dem Dorf hinausbewegte, quer durch Europa gereist war, um seinen Bruder zu suchen. Doch kaum hatte mein Vater die Tür zu seinem Kummer und Zorn einen Spaltbreit geöffnet, schloss er sie auch schon wieder, um nicht zu viel preiszugeben.

In der Familie taten alle immer das Gleiche, sobald es um Désiré ging. Mein Vater und mein Großvater hüllten sich in Schweigen. Meine Mutter unterbrach ihre Ausführungen stets mit demselben Spruch: »Das ist schon alles sehr traurig.« Und meine Großmutter wich aus, indem sie irgendein blumiges Zeug daherredete, von Toten, die in den Himmel aufgestiegen waren, um von dort oben ein Auge auf die Lebenden zu haben. So vernebelte jeder auf seine Weise die Wahrheit. Heute ist nicht mehr viel von der Geschichte übrig. Mein Vater hat das Dorf verlassen, meine Großeltern sind gestorben. Selbst der Schauplatz des Ganzen droht zu verschwinden.

Das vorliegende Buch ist ein letzter Versuch, etwas von der Vergangenheit zu bewahren. Es überlagern sich darin persönliche Erinnerungen, lückenhafte Bekenntnisse und auf meinen

Recherchen basierende Rekonstruktionen.

Was ich aufgeschrieben habe, ist das Ergebnis ihres Schweigens. Ich wollte erzählen, was unsere Familie – wie viele andere Familien – in großer Einsamkeit durchgemacht hat. Aber konnte ich ihre Geschichte überhaupt mit meinen Worten wiedergeben, ohne sie ihnen dadurch zu entreißen? Konnte ich an ihrer Stelle sprechen, ohne dass meine Sicht auf die Ereignisse, ohne dass meine eigenen Themen ihre Perspektive in den Hintergrund drängten? Diese Fragen haben mich lange davon abgehalten, mich an die Arbeit zu machen. Bis mir klar wurde, dass es nur eine Lösung gab, die Geschichte meines Onkels, meiner Familie über den Tod der Beteiligten und das Verschwinden des Dorfes hinaus vor dem Vergessen zu retten, und das war, sie zu erzählen. Nur so würde ich ihnen zeigen können, dass Désirés Leben in eine Zeit des allgemeinen Chaos fiel, eines Chaos historischer, geografischer und sozialer Gegebenheiten. Nur indem ich darüber schrieb, würde ich ihnen helfen können, den Schmerz zu überwinden und aus der Einsamkeit zu finden, in die Kummer und Scham sie getrieben hatten.

Ein einziges Mal sollten sie im Mittelpunkt des Interesses stehen, sollte alles, was sonst die Aufmerksamkeit auf sich zog, am Rand stattfinden. Fernab der Großstadt, der Spitzenmedizin und der Wissenschaft, fernab von Kunst und Kultur und kämpferischem Aktivismus sollten auch sie endlich ihren Platz bekommen.

Amsterdam

Amsterdam ist eine sehr schöne Stadt. Die Menschen hier sind wunderbar. Ich komme bald nach Hause.

Fühlt Euch umarmt, Désiré

Der Ärger begann mit diesen wenigen Worten auf der Rückseite einer Ansichtskarte, die eines Morgens in der Metzgerei eintraf. Aus einer Laune heraus hatte Désiré alles an den Nagel gehängt. Ein paar Monate zuvor hatte er sich mit einer Gruppe holländischer Studenten angefreundet, die auf dem Campingplatz der Gemeinde zeltete. Die Leichtigkeit, mit der diese jungen Menschen loszogen und auf ihren Reisen Freundschaften schlossen, faszinierte meinen Onkel. Sie hatten Joints zusammen geraucht, sich stundenlang die Köpfe heißeredet. Beim Abschied hatten Annekatrien und Nell, ein Paar aus Amsterdam, ihn eingeladen, sie bei Gelegenheit zu besuchen.

Für Désiré folgten Wochen der Langeweile, in denen er sich stumpf zwischen Notarskanzlei und Café am Platz hin- und herbewegte. Eines Morgens fand er nicht mehr die Kraft, zur Arbeit zu gehen. Er packte ein paar Sachen in eine Reisetasche, stahl während der Mittagspause in der Metzgerei Geld aus der Kasse, stieg in den Schienenbus nach Nizza und fuhr von dort mit dem Nachtzug nach Paris. Mit gerade zwanzig durchbrach er zum ersten Mal die Eingrenzung des Geheges, in dem sein Leben bisher stattgefunden hatte. Während der Zug durch die Nacht

raste, fühlte er sich immer freier.

Am Tag nach seiner Abreise klingelte das Telefon in der Metzgerei. Der Erstgeborene verkündete, er sei zu Freunden nach Amsterdam gefahren, die Eltern möchten sich bitte keine Sorgen machen. Meine Großmutter wusste nicht einmal, wo auf der Landkarte sie die Stadt hätte suchen sollen. Doch ihr blieb keine Zeit, den Sohn unverzüglich nach Hause zu beordern, damit er seine Stelle um Himmels willen nicht gefährde. Das Gespräch wurde durch den Münzapparat der Telefonzelle abrupt beendet. Das absurde Tuten, das ihr aus dem Hörer entgegenschallte, brachte ihre Hilflosigkeit zum Ausdruck.

Désiré entdeckte also Amsterdam. Während seine Gastgeber an der Uni studierten, schlenderte er an den Kanälen entlang, durch die Parks und Straßen zwischen Bahnhof und Dam-Platz, mischte sich unter die bunte Menge aus Hippies, Punks und Anzugträgern. Weit weg vom Dorf, außerhalb der mütterlichen Kontrollsphäre, erschien ihm die Welt grenzenlos. Mit seinem Ersparten und dem Geld, das er aus der Kasse seiner Eltern genommen hatte, konnte er ein paar Wochen überbrücken. Sobald er blank war, würde er wieder nach Hause fahren.

Eines Abends, er wartete in der Bar unten im Haus von Annekatrien und Nell auf die beiden, sprach ihn ein zierliches Mädchen mit kastanienbraunem Haar an. Sie hatte bemerkt, dass er seine Erdnüsse nicht anrührte, und bot sich an, ihn davon zu befreien. Mein Onkel musste sehr lachen über ihren Heißhunger auf Erdnüsse. In einer Mischung aus Englisch und Französisch kamen sie ins Gespräch.

Sie hieß Maya, war kaum sechzehn Jahre alt und aus dem Internat getürmt. Seit mehreren Tagen trieb sie sich auf der Straße herum und kam abends her, um sich von den erbettelten Münzen etwas zu trinken zu kaufen. Sie ernährte sich fast ausschließlich von den Erdnüssen, die die Kellner auf die Tische stellten. Auch mein Onkel erzählte von sich – das Dorf, die Langeweile, sein Bedürfnis aufzubrechen, seine Sehnsucht, ein anderes Leben als seine Eltern zu führen. Maya verliebte sich auf der Stelle in Désiré, in seine langen Haare, in seinen Patrick-Dewaere-Look. Am nächsten Tag stellte sie ihre wenigen Habseligkeiten bei Annekatrien und Nell unter: Kleidung, ein paar Platten von Gerry Rafferty und eine alte Gitarre.

Im Dorf nahm alles seinen gewohnten Gang, mein Vater arbeitete, wie immer. Bevor die Metzgerei öffnete, ging er ins Café, plauderte über dies und das mit den Stammgästen und las die *Nice-Matin*, vor allem die Seite, die Neues »Aus den Tälern« meldete. Eines Herbstmorgens machte die Zeitung mit dem Foto zweier Toter auf, junger Männer, die man in Nizza auf der Bahnhofstoilette gefunden hatte. Man vermutete, dass sie an einer Überdosis Heroin gestorben waren. Der Artikel erinnerte daran, dass einige Jahre zuvor eine Siebzehnjährige, tot, mit einer Nadel im Arm, im Casino von Bandol entdeckt worden war. Der Fall hatte landesweit für Schlagzeilen gesorgt. Es wurde ein Gesetz beschlossen, das Drogenkonsumenten kriminalisierte und mit Freiheitsstrafen belegte.

Anfang der 1970er-Jahre hatte sich Frankreich endlich bereit

erklärt, mit den USA zu kooperieren, um die »French Connection« auszuheben, einen Drogenring, der Morphinbasen aus der Türkei nach Marseille importierte, um sie dann für den Export zu Heroin zu verarbeiten. Die amerikanische Polizei und ihre französischen Kollegen entdeckten in unauffälligen kleinen Häusern im provenzalischen Hinterland und an der Côte d'Azur eine Vielzahl kleiner Labore in aufgerüsteten Badezimmern oder Garagen.

Frankreich war stolz, den Heroinhandel eingedämmt zu haben. Laut *Nice-Matin* hatte sich das Drogengeschäft seit der Verschärfung der Gesetze in Frankreich Richtung Niederlande und nach Italien verlagert, dort sah man jetzt die verheerenden Folgen des Rauschgiftkonsums. Und so kam der Artikel zu dem Schluss, dass der Stoff, der die beiden Jungen vom Bahnhof in Nizza das Leben gekostet hatte, nur aus dem Ausland stammen konnte. Im Dorf wirkte diese Nachricht wie aus einer anderen Welt, sie schien hier niemanden etwas anzugehen.

In der Metzgerei wurde meiner Großmutter die Zeit allmählich lang. Sie begann ihren jüngeren Sohn mit Fragen zu löchern: »Was hatte er denn dort vor? Hat er dir nichts erzählt? Er ist schon seit drei Wochen weg.« Ihr ältester Sohn konnte ganz offenbar nicht genug kriegen von seinem Urlaub am anderen Ende Europas. Warum so weit weg? Warum ausgerechnet Holland? Wahrscheinlich klärte mein Vater seine Mutter irgendwann darüber auf, dass man dort legal Cannabis rauchen konnte – ein Kraut, das man mit Tabak mischte, um ein bisschen high zu werden.

Sie, die nie einen Tropfen Alkohol getrunken oder eine Zigarette angerührt hatte, wird über derlei Enthüllungen bestimmt den Kopf geschüttelt haben. Was würden die Leute im Dorf sagen, wenn sie erfuhren, dass ihr Sohn Drogen nahm? Er musste nach Hause kommen. Die Familienehre stand auf dem Spiel.

Just in diesem Moment traf die Karte meines Onkels ein. Auf der Rückseite des Umschlags war handschriftlich die Adresse einer gewissen Annekatrien in Amsterdam vermerkt.

Die »Schwulenkrankheit«

Im Juli, dann im August 1981 meldet das *MMWR* – ein wöchentliches Bulletin mit epidemiologischen Daten –, dass sich in den USA eine Epidemie ausbreitet. Inzwischen sind von San Francisco bis New York über hundert Menschen erkrankt. Noch hat der Erreger nicht bestimmt werden können, der bei den Betroffenen das Immunsystem dramatisch schwächt.

Solange keine weiteren Erkenntnisse vorliegen, versucht man, die vermehrt auftretenden Symptome und Beschwerden der Infizierten zu behandeln. Fieber, Nachtschweiß, Gewichtsverlust, chronischer Durchfall und Lymphknotenschwellungen werden als erste Anzeichen von *Pneumocystis* und Kaposi-Sarkom identifiziert. Inzwischen ist das Syndrom auch bei einer Frau und einigen heterosexuellen, mutmaßlich heroinabhängigen Männern aufgetreten. Im Vergleich zu der bisher bekannten

Anzahl homosexueller Erkrankter erscheint diese Information allerdings irrelevant.

Da Homosexuelle unter den Erkrankten stark vertreten sind, sucht man die Ursache für die Ansteckung zunächst in deren Lebensgewohnheiten. Eine Zeit lang glaubt man, das unter Schwulen beliebte Aufputzmittel Poppers könnte eine Rolle spielen. Amerikanische Wissenschaftler besorgen sich daraufhin in den einschlägigen Clubs Proben der Substanz. Nach den Laborauswertungen verwerfen sie die These schnell wieder.

Am 6. März 1982 veröffentlichen Willy Rozenbaum und fünf weitere Ärzte in der Zeitschrift *The Lancet* einen Aufsatz über »Multiple opportunistische Infektionen bei einem homosexuellen, in Frankreich lebenden Mann«. Sie schildern darin den Krankheitsverlauf des ersten Patienten, bei dem Rozenbaum am 5. Juni 1981 eine *Pneumocystis* diagnostiziert hatte. Der Zustand des jungen Flugbegleiters verschlechterte sich rapide, es kamen weitere Erkrankungen hinzu, unter anderem eine zerebrale Toxoplasmose im August desselben Jahres.

Im Juli 1982 ist im *MMWR* zu lesen, das Syndrom sei soeben bei drei heterosexuellen Blutern und einem transfundierten Baby festgestellt worden. Die Liste der Erkrankten wird immer länger, und mit jeder weiteren Woche und neuen Veröffentlichung erfasst sie zunehmend auch heterosexuelle, bluterkrankte und drogenabhängige Menschen, Frauen und Kleinkinder.

Willy Rozenbaum ist mittlerweile überzeugt, dass sie es mit einem besonders aggressiven, immunsuppressiven Virus zu tun

haben, das bei jungen Menschen sonst äußerst seltenen Erkrankungen Vorschub leistet. Aufgrund der Merkmale seiner ersten Patienten geht der Infektiologe davon aus, dass es durch Geschlechtsverkehr und Blutkontakte übertragen wird. Zusammen mit Françoise Brun-Vézinet, einer befreundeten Kollegin, forscht er nach dem Eliminationsprinzip weiter, das heißt er nimmt eine Einzelbetrachtung der Viren vor, von denen man weiß, dass sie sich über sexuelle Kontakte und Blut ausbreiten.

Parallel dazu tragen Rozenbaums Bemühungen um die Aufmerksamkeit der Medien allmählich Früchte. Am Samstag, dem 27. März 1982, wird in den 20-Uhr-Nachrichten auf Antenne 2 die erste Fernsehreportage über die Erkrankung ausgestrahlt. In ihrer Anmoderation berichtet die Sprecherin Christine Ockrent, dass sich die Fälle eines seltenen Hautkrebses, des sogenannten Kaposi-Sarkoms, in den USA beunruhigend häufen. Seltsamerweise seien ausschließlich homosexuelle Männer betroffen. Der Beitrag zeigt ein New York, das aussieht wie auf einer Postkarte, mit Wolkenkratzern, gelben Taxis und Polizisten. Es folgen Bilder von Schwulenbars, in denen junge, durchtrainierte Männer tanzen, und Befragungen auf der Straße. Passanten erklären, dass sie ihre Informationen von handgeschriebenen Aushängen in Apothekenschaufenstern haben: Homosexuelle werden vor dem Ausbruch einer neuen Krankheit gewarnt.

Obwohl in der Reportage von *Antenne 2* darauf hingewiesen wird, dass auch in Frankreich die Zahl der gemeldeten Fälle

steigt, betrachten dortige Forschungsinstitute und die Öffentlichkeit das Phänomen als eine weit entfernte Epidemie.

Die Reise

Mit knapp achtzehn Jahren fiel meinem Vater die Aufgabe zu, seinen älteren Bruder aus Amsterdam zurückzuholen. Er hatte gerade seinen Führerschein gemacht und sich sein erstes Auto gekauft, einen beinahe nagelneuen Golf. Außerdem war er von allen Geschwistern derjenige, der die Anweisungen der Eltern am ehesten befolgte.

Ich kann mich nicht erinnern, dass mein Vater je in ein Flugzeug oder einen Zug gestiegen wäre. Er kannte nichts außer seiner Arbeit in der Metzgerei und die Dörfer, die er und mein Großvater im Lastwagen abklapperten. Er war nie gereist, sprach nur Französisch und ein paar Worte italienischen Dialekt, um sich mit seiner Großmutter zu unterhalten. Die Grenzen seiner Welt waren eng gesteckt, dahinter tat sich eine riesige Terra incognita für ihn auf.

Doch das spielte keine Rolle. Er würde das Vertrauen seiner Eltern niemals missbrauchen, also musste er die Reise quer durch Europa antreten, um seinen älteren Bruder aufzuspüren. Mein Großvater drückte ihm einen Umschlag mit Geld in die Hand und eine Straßenkarte, die er beim Zeitungshändler besorgt hatte. Meine Großmutter schlug vor, sein Cousin Albert könne

ihn doch begleiten. Albert verstehe sich gut mit Désiré, er werde sicher die richtigen Worte finden, um ihren Ältesten zur Rückkehr zu bewegen.

Und so brachen die beiden jungen Männer eines frühen Morgens nach Amsterdam auf, ausgestattet mit einer Adresse auf einem Papierschnipsel – die von der Postkarte, die Désiré der Familie zur Beruhigung geschickt hatte.

Mein Vater hat mir fast nichts über diese Expedition erzählt, dabei handelt es sich bis heute um seine weiteste Reise. Ich habe meinen Computer dazu befragt. Ich weiß jetzt, dass sie nach dem Kirchplatz rechts abgebogen sind. Dass sie 1283 Kilometer zurückgelegt haben, was über dreizehn Stunden Fahrt bedeutet, Pausen nicht eingerechnet. Ich nehme an, sie haben sich am Steuer abgewechselt, damit jeder mal schlafen konnte. Digne, Grenoble, Lyon, Dijon, Nancy, Metz, Luxemburg, Lüttich, Maastricht, Eindhoven, Utrecht und schließlich Amsterdam.

Eine einzige Anekdote zu dieser Reise habe ich aus seinem Mund gehört, weil er sie manchmal zum Besten gab, wenn Freunde zum Abendessen da waren. Kurz vor Amsterdam wurden Albert und er angehalten, Passkontrolle. Ihnen war nicht gleich klar, dass sie es mit der Polizei zu tun hatten, da die Männer in einer grünen Uniform steckten und auch ihr Wagen grün war. Albert machte sich einen Spaß daraus, die Fragen der Beamten mit Beleidigungen auf Französisch zu beantworten. »Jedes Mal, wenn einer der Typen uns etwas auf Holländisch fragte, haute Albert, der Idiot, irgendeinen Blödsinn raus und

lachte sich halb tot dabei.« Nach einer Weile wurde es den Polizisten zu bunt, sie führten die beiden ab und sperrten sie für die Nacht in Einzelzellen, die nur mit einem Gitter überdacht waren, durch das leise der Schnee rieselte. Als man sie am nächsten Tag wieder auf freien Fuß setzte, waren sie bis auf die Knochen durchgefroren.

Mich faszinierte diese Geschichte. Mein Vater im Gefängnis am anderen Ende Europas, wegen eines schlechten Witzes! Er, den ich nur hinter der Ladentheke stehend kannte. Sein Leben nahm auf einmal ein unwirkliches Ausmaß an. Ich wollte mehr wissen, zupfte ihn zwischen den Gästen am Ärmel. Doch er redete weiter mit den Erwachsenen und versprach, dass er mir ein anderes Mal mehr erzählen werde. Dieser Trip war sein einziger Ausflug hinter die Dorfgrenze, und es schwang Stolz mit, wenn er sich daran erinnerte.

Obschon sie kein Wort Niederländisch verstanden, fanden Albert und mein Vater irgendwie zu der Wohnung von Annekatrien und Nell. Désiré war überrascht, als sie vor der Tür standen, aber er freute sich auch, sie zu sehen. Er hatte sein Lager im Wohnzimmer seiner Gastgeber aufgeschlagen, zusammen mit Maya, einem jungen Mädchen, das er ein paar Tage zuvor kennengelernt hatte. Maya bestand darauf, die drei Jungs zurück in ihr Dorf zu begleiten. Sie hatte die Schule abgebrochen und suchte das Weite vor ihren Eltern. Sie wollte mit Désiré Frankreich entdecken. Am Ende war sie es, die ihn dazu brachte, einer Rückkehr zuzustimmen. Wobei mein Vater ihm sicher keine

Wahl ließ: Nicht auszudenken, ohne Désiré wieder im Dorf aufzutauchen und den Eltern eingestehen zu müssen, dass er versagt hatte. Meinem Onkel war außerdem klar, dass seine Mutter wirklich alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, damit er zurückkam. Die Niederlage, dass er blieb, konnte er Louise nicht aufbürden.

Und so traten sie zu viert im Morgengrauen den Rückweg an. Albert und mein Vater vorn, auf der Rückbank Désiré mit Maya, einer minderjährigen Holländerin ohne Papiere. Die beiden Verliebten hatten die Taschen voll Haschisch, doch die Reise verlief zum Glück reibungslos. Spät in der Nacht erreichten sie das Dorf.

Am nächsten Tag stellte Désiré Maya der ganzen Familie vor. Sein Vater und seine Mutter freuten sich so sehr, ihn wiederzusehen, dass sie in ihrem Überschwang auch Maya herzlich empfingen, obwohl deren Alter und Situation ihnen Kopfzerbrechen bereitete. Nicht genug damit, dass ihr Sohn wie ein Vagabund den Kontinent durchquert hatte, nun schleppte er auch noch eine Minderjährige aus schwierigen familiären Verhältnissen an. Sie nahmen Kontakt zu den Eltern auf, mit Maya als Dolmetscherin. Die Eltern hatten offenbar gegen die Entscheidung ihrer Tochter nichts einzuwenden. Sie boten an, Unterlagen für eine Au-pair-Beschäftigung zusammenzustellen, um die Situation rechtlich zu klären. Wenige Tage später begleiteten Émile und Louise Maya nach Nizza, um einen neuen Pass zu beantragen und die notwendigen Schritte für einen Aufenthaltstitel einzuleiten.

So ließen sich die Dinge am Ende auch im Dorf besser darstellen. Der Leugnungsmechanismus meiner Großmutter war in Gang gesetzt: Désiré war nicht einfach abgehauen in die Niederlande. Er hatte dort bei Freunden Urlaub gemacht und war mit einem jungen Mädchen zurückgekommen, das Französisch lernen wollte.

Maya zog zu meinem Onkel in die Wohnung über dem Café. Sie wurde schnell in die Familie und in den Geschäftsbetrieb integriert. Die ersten französischen Wörter, die sie lernte, stammten aus der Welt der Metzgerei. Mein Großvater brachte ihr bei, wie man die Vitrine bestückte und die Wurstwaren pökelte. Da im Dorf nicht viel passierte, nahm er sie manchmal mit auf seine Liefertouren, damit sie die Berge kennenlernte. Montags ging sie mit zum Schlachthof.

Dort trank Pierre, einer der »Angestellten«, um sie zu beeindrucken, das noch dampfende Blut der gerade getöteten Tiere und warf die Gedärme den Hunden vor.

Mein Bruder und ich entdeckten Maya, das Hippiemädchen, auf verschiedenen Fotos aus dieser Zeit. Auf einem Polaroid-Schnappschuss sieht man sie an meinen Onkel gekuschelt auf dem Samtsofa im Wohnzimmer meiner Großeltern sitzen. Als wir unsere Mutter fragten, wer die Unbekannte sei, sagte sie lächelnd: »Ach, das ist Maya, die war nett. Sie hat für ein paar Monate hier gelebt. Ich weiß noch, dass sie am Tisch immer Milch getrunken hat. So was hatte ich vorher noch nie erlebt. Sie war Désirés Freundin, er hatte sie in Amsterdam kennengelernt.

Dein Vater musste die beiden damals dort abholen. Das hat ganz schön für Wirbel gesorgt.«

Auf einem anderen Foto sitzt Maya mit Désiré, meinem Vater und Albert auf einer Couch in einem mit orangefarbenem Teppich ausgelegten Raum. Es ist das einzige Bild, das von Amsterdam übriggeblieben ist. Albert tut so, als würde er Wein aus einer Flasche trinken, die mein Vater ihm hinhält. Maya und Désiré lachen. Mein Vater wirkt gelöst. Als wäre diese Reise nicht bloß eine lästige Pflicht gewesen, sondern die Gelegenheit, genau wie sein älterer Bruder, einmal auszureißen, die Metzgerei für einen kurzen Moment auszublenden. Es ist keine Spur von dem Zorn zu erkennen, der ihn später packte, als ich ihn darum bat, mir von seinem Bruder zu erzählen.

Ab sofort im Handel!



ISBN 978-3-492-07269-4, € 24,00 (D)

Das Ende einer Epoche und das Drama einer Familie

In der Familie taten immer alle das Gleiche, sobald es um Désiré ging. Der Vater und der Großvater hüllten sich in Schweigen. Die Mutter unterbrach ihre knappen Kommentare stets mit demselben Spruch: »Das ist schon alles sehr traurig.«

So beschlagnahmte jeder auf seine Weise die Wahrheit – doch die ganze Wahrheit bestand darin, dass Onkel Désiré 1983 aus seinem südfranzösischen Dorf nach Amsterdam abhaute, dem Heroin verfiel und die konservative Metzgerfamilie in unendliche Verzweiflung stürzte.

»Ein so kraftvoller Text. Großartig.«

Annie Ernaux

VIELFACH PREISGEKRÖNT!

EAN 4043725013326